

dtv

Ein Photo. Ein Garten, Tel Aviv, 50er Jahre. Im Vordergrund in kleines Mädchen (die Autorin), in die Kamera sehend, ein zweifelnder, oder auch verzweifelter Blick, vielleicht blendet aber auch nur die Sonne. Im Hintergrund ein Gebüsch, und dort, eingerahmt von einem kleinen weißen Kreis, ein weiteres Gesicht. Fast unkenntlich, winzig und fern. Ist das der Vater, den das Mädchen nicht kannte? Nach dem es wieder und wieder vergeblich fragte und dann – längst erwachsen – zu forschen begann?

›Das Schweigen meiner Mutter‹ erzählt von der detektivischen Spurensuche einer Frau nach ihrem Vater. Eine Suche nach verlorener Kindheit, nach Sinn und Begründung eines, wie sich zeigen wird, irrwitzigen Geheimnisses.

Lizzie Doron ertastet mit »großem Feingefühl und Gespür für stille, bittere Komik« (Carsten Hueck, NZZ) die oft bizarre Existenz von Menschen, die sich nach dem Krieg neu erfinden mussten. Sie gibt dem Unsagbaren, Monströsen, Unerklärlichen Stimme und Form und verwebt, eindringlich und unverwechselbar, persönliche mit fiktionaler Geschichte zu einem dichten erzählerischen Gewebe: Historisches mischt sich mit Privatem, Faktisches mit jenem „Sohätteesseinkönnen“, das manchmal wirklicher als das Leben selbst erscheint.

Lizzie Doron, geboren 1953 in Tel Aviv, studierte Linguistik bevor sie Schriftstellerin wurde. Ihr erster Roman ›Ruhige Zeiten‹ wurde mit dem von Yad Vashem vergebenen BuchmanPreis ausgezeichnet. 2007 erhielt sie den Jeanette Schoken Preis.

Lizzie Doron

Das Schweigen meiner Mutter

Roman

Aus dem Hebräischen
von Mirjam Pressler

dtv

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de**

Von Lizzie Doron ist bei dtv außerdem erschienen:

Who the Fuck Is Kafka (14484)

Warum bist du nicht vor dem Krieg gekommen? (14545)

Ruhige Zeiten (14574)

Sweet Occupation (26150)



2013 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München

3. Auflage 2017

© 2010 by Lizzie Doron

Titel der hebräischen Originalausgabe:

›Ve jom echad od nipagesch‹ (Keter Books 2010)

© 2011 der deutschsprachigen Ausgabe:

dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlaggestaltung: Ruth Botzenhardt

unter Verwendung eines Fotos von

gettyimages/Hulton Archive

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-14254-0

Für Dani – alles, was ich mir wünschen konnte

»Gestreckt, nach oben, deutet
Der Finger zur Decke
Erwachsene, kommt
Nehmt die erhobene Hand
Zieht sie aus der Kindheit.«

aus: Orit Gidali, »Mädchen«

1

ICH KAM SPÄT AM ABEND nach Hause.

»Hi, Alisa, ich bin's«, empfing mich die Nachricht auf dem Anrufbeantworter. »Also ... ruf mich zurück.«

Dorits Stimme hatte den Tonfall, der schlechten Nachrichten vorbehalten war.

»Ich habe morgen eine Beerdigung«, teilte ich meinem Mann mit.

»Wieso, wer ist gestorben?«, fragte er.

»Keine Ahnung«, antwortete ich.

»Du und deine Freundinnen«, sagte er und lächelte.

Am nächsten Morgen, in den Todesanzeigen der Zeitung, fand ich die Antwort. Fejge Friman, Dorits Tante, die legendäre Kindergärtnerin, war von uns gegangen.

Mittags fand ich mich auf dem Friedhof am Rand unseres alten Viertels ein. In der kleinen Schar von Trauergästen entdeckte ich Dorit. Sie warf mir zur Begrüßung einen Blick zu. Ich antwortete ihr mit einem leichten Kopfnicken.

Dann suchte mein Blick Freunde aus der Kindheit. Aber nur ich war da, stellte ich fest. Das wunderte mich nicht. Seit eh und je war ich es, die treue Anhängerin von Beerdigungen, die sich einfand, zum Begräbnis, zu einem Besuch während der Schiwa und auch zu den Gedenktagen der Toten. Eingeladen und zur Stelle.

Welch eine Ehre, dachte ich belustigt. Vielleicht, weil ich die Veteranin aller Waisenkinder des Viertels war, und vielleicht, weil auch ich, wie meine Mutter, viele Jahre zu jeder Beerdigung mit einem Mohnkuchen zu erscheinen pflegte. »Das *kichl* von Helena.« Ich erinnerte mich an den Kuchen und lächelte.



»Wenn wir diese Woche eine Beerdigung haben, dann kommst du mit mir zur Schiwa«, hatte meine Mutter früher an jedem Wochenende zu dem Kuchen gesagt, den sie aus dem »Wundertopf« holte, »aber wenn wir zu einem Geburtstag eingeladen werden, bestreiche ich dich mit Schokoladencreme und wir gehen zusammen zur Feier.«

Jede Woche wartete im Kühlschrank der Mohnkuchen meiner Mutter auf seine Bestimmung.

Ich nehme an, dass sogar der Kuchen wusste, was für ein ungenießbares Produkt er war, und dass auch er sich freute, wenn es in der folgenden Woche im Viertel weder eine Beerdigung noch eine Geburtstagsfeier gab und man ihn am Ende in den Mülleimer werfen würde.



Ich kehrte in die Wirklichkeit zurück. Am Rand der offenen Grube, die auf Fejge wartete, die kinderlose Kindergärtnerin, stand Dorit, ihre Nichte, die wie eine Tochter für sie gewesen war. Ohne eine Träne.

Dorit Rosenfeld war – damals wie heute – auf eine leise Weise schön, sie hatte üppiges, kastanienbraunes Haar und Honigaugen. Das Mädchen mit den besten Karten im Viertel:

Dorit hatte nicht nur einen Vater und eine Mutter gehabt, sondern auch einen sehr gut aussehenden Bruder, außerdem eine Tante und einen Onkel. Nur Dorit hatte eine richtige und vollständige Familie.

Ich betrachtete sie. Das Kastanienbraun war zwar blasser geworden, doch noch immer waren ihre Haare zu einem dicken, beeindruckenden Zopf geflochten, und auch das Lächeln, bei dem man dahinschmolz, und die Honigaugen waren ihr geblieben.

Vor zehn Jahren war ihre Mutter gestorben, und wir hatten uns genau hier wiedergetroffen, bei der Beerdigung. Unser Kontakt lebte wieder auf, und seither trafen wir uns an jedem Todestag ihres Vaters, an jedem Todestag ihrer Mutter und an jedem Todestag ihres Onkels, Fejges Mann. Dreimal im Jahr trafen wir uns hier auf dem Friedhof, und von hier aus gingen wir ins Kino, in die Nachmittagsvorstellung, nur wir beide. Danach machte sich Dorit immer gleich eilig auf den Weg nach Hause, sie wohnte im Emek Jesreel.

»Familienfeste« nannte ich unsere morbiden Treffen. Ab heute, dachte ich, haben wir ein Familienfest mehr, ab heute werden wir uns viermal im Jahr treffen.

Die Beerdigungszeremonie näherte sich ihrem Ende. »Fejge kehrt zurück zu Wladek, ihrem Mann, und zu Itta, ihrer Schwester, und zu Schmulik, ihrem Schwager – die ganze Familie ist wieder vereint«, sagte der Rabbiner und verhaspelte sich fast, so schnell sprach er, er musste zu einer weiteren Beerdigung. Noch bevor die Erde Fejge bedeckte, waren fast alle Trauergäste verschwunden.



»Wie gut ist es und wie angenehm«, hörte ich Fejges Akkordeon wieder spielen, und diese Erinnerung brachte mir überraschend einen heißen Sommermorgen zurück. Fejge hatte die Kindergartenkinder zum Rhythmikunterricht versammelt, die Kinder bekamen Tamburine, sie spielte begeistert Akkordeon und hatte ausgerechnet Chajale Fink für die Rolle des kleinen Fisches ausgewählt, der zu der Musik im Wasser tanzte. »So kühlen wir den heißen Wüstenwind«, sagte Fejge mit einem eingeschrumpften Lächeln.

Ich hasste die Rhythmikstunden, ich hasste das Akkordeon, die Tamburine und auch Chajale, die Angeberin.

»Pst«, flüsterte ich Dorit zu, die neben mir saß. Ich wusste, dass sie gekränkt war, weil Fejge nicht sie für die Rolle des kleinen Fisches ausgesucht hatte. »Komm, lass uns weglaufen!«

Dorit war begeistert.



»Dein Blick verrät mir ohne Worte, was du willst«, sagte sie einmal zu mir, als wir schon groß waren.

Sie hatte sich schon immer eingebildet, mich durchschauen zu können, all meine Gedanken zu kennen, all meine Wünsche. Ein altvertrauter kleiner Zorn schoss in mir hoch.



»Komm, lass uns meinen Vater suchen«, hatte ich ihr damals vorgeschlagen.

Dorit war rot geworden.

»Komm!« Ich zog sie hinaus, während die anderen Kinder

aufstanden, um zu tanzen, und wir liefen auf die Straße, erschrocken vor unserem eigenen Mut.

Wir rannten über die Straße, auf der nur *Alte-sachen*-Mietek mit seinem halb blinden Esel entlangkam, ließen den Lumpensammler und sein Gerümpel hinter uns und landeten bei Elektro-Koslowski, der seinen Laden mit einem quietschenden Ventilator zu kühlen versuchte, allein an der Kasse stand und sehnächtig auf Kunden wartete, die nicht kamen.

»Wo ist mein Vater?«, fragte ich ihn.

Herr Koslowski schwieg verlegen und nahm aus einem Regal eine alte Taschenlampe. Er schenkte sie mir und warf Dorit einen ärgerlichen Blick zu.

Draußen stießen wir auf *Alte-sachen*-Mietek, der meine Taschenlampe gierig betrachtete.

»Wo ist mein Vater?«, fragte ich auch ihn.

»Irgendwo«, erwiderte er mit einem zahnlosen Lächeln und streckte die Hand nach der Taschenlampe aus.

»So, dann bekommst du sie nicht«, fertigte ich ihn ab.

»Klaffe*«, schimpfte er. Ich hatte das Gefühl, er wollte noch etwas sagen, aber Dorit beschloss, vor ihm davonzulaufen.

Ich zog sie in die Richtung unserer Wohnung. Ich hatte mir überlegt, dass mein Vater vielleicht zu uns nach Hause kam, wenn ich nicht da war. Diesen Gedanken behielt ich für mich, ich verriet ihn auch Dorit nicht. Ich sagte nur zu ihr, mein Vater sei eine Art Vater, der sich versteckt. Ich erzählte ihr nicht, dass ich ihn hinter unserem Haus verschwinden und eilig auf der Allee davonlaufen gesehen hatte, wahrscheinlich auf dem Weg zu seinem Versteck, und einmal hatte ich ihn sogar in Fejges Küche gesehen. Ich hatte Angst, Dorit würde sagen,

* Jidd.: schnippische, zänkische Frau.

das sei Unsinn, das könne gar nicht sein. Stattdessen erzählte ich ihr, ich würde mit meinem Vater Verstecken spielen, er wäre derjenige, der sich versteckt, und ich diejenige, die sucht, und eines Tages würde ich ihn finden. Zu meiner Freude hörte Dorit nur zu und sagte nichts.

Mein Vater wird eines Tages noch auftauchen, sagte ich mir, trotz des Schweigens meiner Mutter, trotz Dorits Schweigen, trotz des Schweigens aller anderen, obgleich ich keinen Beweis für seine Existenz hatte, obgleich ich nicht wusste, wie er aussah, und auch nicht wusste, wie ich ihn erkennen sollte. Ich wusste nur, eines Tages werden wir uns treffen.

Doch von Elektro-Koslowski gingen wir erst einmal zur Synagoge. »Wo ist mein Vater?«, fragte ich den Synagogendiener, der sich die Hitze mit einem Taschentuch fortwedelte. Er versuchte mich loszuwerden und fing an, irgendetwas von dem wunderbaren Schnee zu stammeln, den es in Białystok gegeben hatte.

Enttäuscht verließ ich die Synagoge. Ich wollte nun nach Hause, aber Dorit beharrte darauf, noch zur Praxis von Dr. Wollmann zu gehen.

»Dann schon lieber in den Kindergarten«, sagte ich verärgert.

»Vielleicht ist dein Vater bei Dr. Wollmann, vielleicht fühlt er sich nicht gut.« Dorit zog mich Richtung Krankenkassenambulanz.

»Aber meine Mutter arbeitet dort«, schrie ich sie an.

»Wenn jemand nicht nach Hause kommt, dann ist er entweder krank oder etwas anderes Schlimmes ist ihm passiert, das weiß doch jeder. Wir müssen zu Dr. Wollmann gehen«, überredete sie mich.

Vielleicht ist mein Vater wirklich dort, schoss es mir durch den Kopf, vielleicht besucht er ja meine Mutter bei der Arbeit.

Aber im Hof der Krankenkassenambulanz trafen wir auf Fejge, die Kindergärtnerin.

»Sie ist schuld«, sagte Dorit sofort. Ich warf ihr einen wütenden Blick zu.

»Arme Helena, dieses Kind ist wirklich eine Plage«, hörte ich Fejge murmeln.

Ich zwickte Dorit in den Arm.

Dorit fühlte sich gezwungen, mich zu verteidigen: »Ihr war nicht gut.«

Aber Fejge hörte gar nicht hin. Sie hatte genug von mir, genug von Dorit, genug von der Hitze und spritzte sich Wasser aus dem Schlauch der Berieselungsanlage ins Gesicht.

Das Wasser tropfte auf ihre weiße Bluse und ließ ihren großen Büstenhalter sichtbar werden, der ihre schweren Brüste beherbergte.

»Hat sie ihren Vater gesucht?«, fragte Fejge Dorit leise, und Dorit bejahte ihre Frage mit einem stummen Nicken.

Ich wollte Dorit wieder zwicken, aber Fejge packte mich schon am Arm, zerrte mich zurück in den Kindergarten und sperrte mich in der Toilette ein.

»Aber warum nur ich? Was habe ich denn getan?«, schrie ich verzweifelt. Ich hörte, wie Fejge den anderen Kindern erklärte, es sei verboten, aus dem Kindergarten wegzulaufen, und meine Bestrafung solle ihnen ein warnendes Beispiel sein.

»Mir stinkt's!«, brüllte ich aus meiner nach Urin riechenden Einzelzelle. »Hoffentlich stirbst du in Hitlers Grab!« Ich trat gegen die Tür.

Gegen Mittag kam Itta in den Kindergarten, Dorits Mutter, die Schwester von Fejge.

»Du bist *zedrejt*«, schrie sie Fejge an und versuchte, mir die Tür aufzumachen, »verrückt bist du!« Sie rüttelte an der Klinke und am Schlüssel, aber die Tür erbehte nur.

»Hier ist nicht Majdanek!«, hörte ich sie Fejge anbrüllen. »Was ist das, du hast sie eingeschlossen? Nun, dir traue ich alles zu!«

»Soso«, antwortete Fejge, »ich bin schlecht, und du, was bist du? Du bist eine Gerechte, was?« Und auf Jiddisch spuckte sie aus: »*Ich ken nischt fargessn ...*«

Ich saß auf dem Toilettendeckel und heulte. Mir war klar, dass sie mich schon vergessen hatten, ich war sicher, ich müsste bis in alle Ewigkeit hier bleiben.

Plötzlich wurde es ganz still im Kindergarten. Sogar Fejge und Itta hörten auf, einander anzuschreien. Ich begriff, dass meine Mutter gekommen war.

Was würde jetzt passieren? Ich wusste nicht, ob ich mich freuen oder noch mehr fürchten sollte.

Ich legte das Ohr an die Toilettentür. Meine Mutter verlangte von Wladek, Fejges Mann, er solle die beiden Väter von Chajale holen, die Radiotechniker unseres Viertels.

»Sie werden die Tür aufbrechen und bei dieser Gelegenheit können sie deiner Frau und ihrer Schwester ein Gehirn einsetzen«, sagte meine Mutter zu ihm, und zu Fejge und Itta sagte sie: »Jetzt könnt ihr weiterstreiten!«

Jona und Jissachar, Chajales Väter, vollbrachten ein Wunder mit dem Schraubenschlüssel und befreiten mich aus der Toilette.

In dem Moment, als die Tür endlich aufgebrochen war, sprang ich mit einem Satz hinaus. Ich sah Chajale, die ihre Väter umarmte, und Dorit, die sich zwischen Fejge und ihrer Mutter versteckte.

Fejge, blass geworden, trat auf mich zu, bat mich um Verzeihung und versuchte, mich in den Arm zu nehmen. Ich erstickte fast an ihrem Schweißgeruch, durchsetzt mit dem süßlichen Parfüm »Courage«, das in der Wärme zwischen den Hügel ihrer Brüste sauer geworden war.

Ich stieß sie weg und schwor, ihr bis in alle Ewigkeit nicht zu verzeihen.

Meine Mutter wollte gehen. »Ein so dünnes Mädchen hätte man lieber in der Küche einsperren sollen statt im Klo«, sagte sie abschließend zu Fejge.

Nur Fejge und ich lachten nicht.

Ich ließ meine Wut an Dorit aus. »Ab jetzt bin ich nur noch Chajales Freundin!«

»Was habe ich denn getan?«, stammelte sie.

»Du hast mich zur Krankenkassenambulanz geschleppt und mein Vater hat zu Hause auf mich gewartet«, zischte ich.

Meine Mutter beendete die Diskussion. »Ihr Vater ist weggefahren, weit weg.«

Auf dem Heimweg schlugen die Absätze meiner Mutter heftig auf die Gehsteigplatten.

»Warum bist du weggelaufen?«, fragte sie mit eisigem Blick.

»Ich hasse Rhythmik«, antwortete ich.

Meine Mutter lief mit großen Schritten, sie lief und schwieg. Ich rannte hinter ihr her. Mein Vater ist wieder in Amerika, tröstete ich mich.

Als wir zu Hause ankamen, ging meine Mutter in die Küche und hackte Gemüse für die Suppe, zerschnitt das Huhn, zerquetschte die Kartoffeln zu Püree. Dabei waren ihre Lippen die ganze Zeit fest zusammengepresst. Sie würdigte mich kei-

nes Blicks, noch nicht einmal, als ich eine Blumenvase auf den Boden warf, und auch nicht, als ich mit Pastellkreiden die Wand bekritzelte.

Gegen Abend kam Itta, um sich zu erkundigen, wie es mir gehe. Sie betrat mein Zimmer mit einer Tafel Schokolade, einem gekünstelten Lächeln und einem mitleidigen Blick, dann ging sie in die Küche, um mit meiner Mutter zu schwatzen.

»Ach was, *nebbech*«, hörte ich sie zu meiner Mutter sagen, »Doritke hat mir gesagt, dass sie wieder ihren Vater gesucht hat.« Sie seufzte, die alte Klatschbase.

»Schsch«, beschützte mich meine Mutter auf ihre übliche Art und Weise. Und nochmals ein »Schsch«. Ich kochte vor Zorn auf meine Mutter, auf Itta und auf Dorit, die Petze. Ich lief zu Chajale Fink, um mich zu trösten und zu rächen.

Chajale schwebte in einem rosa Primaballerina-Kostüm, das ihren mageren Körper eng umschloss, durch andere Welten. Die Schnüre ihrer Ballettschuhe wanden sich um ihre dünnen Unterschenkel, und ihre langen Haare waren zu einem Zopf geflochten und wie eine Krone um ihren Kopf gelegt. Sie saß auf dem Bett in ihrem Zimmer, das vollgestopft war mit Puppen, Haarspangen, Ballettkleidern, mit Kostümierungen aller Art und einem Klavier – Rhythmik für Fortgeschrittene.

Als ich ihren Trost und meine Rache auskosten hatte, schlich ich mich hinaus, setzte mich auf den Rasen und beobachtete Jona und Jissachar, ihre Väter. Sie wühlten im Inneren kaputter Radiogeräte herum, schraubten und schweißten Teile zusammen, bis sie den schon dem Tode nahen Geräten ihre Stimme wiedergegeben hatten.

Nach einiger Zeit bemerkte Chajale, dass ich ihr abhandengekommen war, und schrie mir aus ihrem Zimmerfenster zu, ich sei nicht mehr eingeladen, sie zu besuchen.

Dann eben nicht, flüsterte ich und blieb sitzen, um Jona und Jissachar weiter zuzuschauen.

Wozu brauchte sie zwei Väter? Ich war außer mir. Warum hatte sie zwei und ich nicht mal einen? In der Nacht nach jenem Tag träumte ich zum ersten Mal, dass meine Mutter Chajales Reservevater heiratet. Im Traum hatte ich mich gefreut, aber am nächsten Morgen war ich mit zugeschnürter Kehle aufgewacht.



Dorit wartete auf mich. »Auch die Beerdigungen sind nicht mehr das, was sie einmal waren«, sagte sie als Reaktion auf die wenigen Trauergäste.

»Bei unseren Beerdigungen wird es lustiger zugehen«, entgegnete ich lächelnd.

»Ein schöner Trost!« Sie lachte.

»Wie geht es dir?«, erkundigte ich mich.

»Glücklich wie immer«, antwortete sie mit dem ihr eigenen Zynismus.

»Was ist mit Fejge passiert?«

»Gestorben, wie du siehst.«

»Woran?«

»Woran? Am Leben.« Dorit lächelte leicht. Dann kam es ihr in den Sinn zu fragen: »Und wie geht es dir? Deinem Mann? Den Kindern?«

»Sie leben«, antwortete ich knapp und umfassend, wie es zwischen uns üblich war.

Schweigend gingen wir Richtung Friedhofstor. Unterwegs studierte ich die Grabsteine, an denen wir vorbeikamen, jeden einzelnen.

Ich traf Herrn Poschibuzki, den verrückten Glaser, er ruhe in Frieden; Koslowski, den Elektriker, und seine Frau, sie mögen im Paradies ruhen; die beiden Finks – die Zwillingbrüder Jona und Jissachar; Dr. Wollmann und seine Frau; Herrn und Frau Silberman, die Eltern von Ofer, dem Problematischen.

Am Ende der Reihe, unter einem prachtvollen Marmorstein, lagen Dorits Eltern.

Dorit hielt inne. Ich blieb neben ihr stehen.



Schmulik und Itta. Die Namen von Dorits Eltern brachten mich zurück in jenen heißen Sommer zwischen der dritten und vierten Klasse, jenen Sommer, in dem auch ich im allerbesten Sommercamp angenommen worden war. Dieses Sommercamp war eigentlich nur für die Kinder von Egged-Angestellten, doch am zweiten Ferientag sagte mir Dorit, ihre Mutter habe alles organisiert, ihr Vater habe mich angemeldet und angegeben, er wäre auch mein Vater.

Am dritten Ferientag fand auch ich mich am Treffpunkt ein. Früh am Morgen kam der Autobus, der die Kinder jeden Tag ins Sommercamp brachte. Schmulik Rosenfeld, mein zeitweiliger Vater, war der Busfahrer. Dorit und ich setzten uns hinter ihn, dicht nebeneinander, aufgeregt und fast platzend vor Stolz.

Bald nach meiner Ankunft in der anderen Welt, im Sommercamp am blauen Meer, spielte auch ich, wie Dorit, mit all den